



Zwischen Extremen ...

von Eva M. Kittelmann

Die Welt- und Zeitgeschichte spielt sich meistens zwischen Extremen ab, gewiss aber auch das Dasein einzelner Menschen, abhängig von ihrer Lebensplanung, den geistigen Vorstellungen, Wünschen, Forderungen. Ein gutes Indiz, welche Möglichkeiten der intellektuellen und physischen Entwicklung ein Individuum hat, ist seine Haltung gegenüber den Mitmenschen, allen anderen Lebewesen, der Natur, den Gaben der Erde und ihren Ressourcen und nicht zuletzt dem, was ihn am Leben hält, was er zum Leben braucht – dem Essen, der Nahrung. „Der Mensch ist, was er isst“ sagt man, und gelernt haben wir, um „das tägliche Brot“ zu beten – nicht um „leibliche (Wohl)genüsse“.

Es geht – und das gehört gerade heute wieder besonders betont – um den vernunftgemäßen Gebrauch dessen, was zur Verfügung steht, wobei das „rechte Maß“ gewiss nicht in der Mitte liegt zwischen dem großen Fressen, das vor der Moral kommt, und einer zwangsweise verordneten Askese, die ohnehin nicht zu vermeiden ist in schlimmen Zeiten, Kriegen, Hungersnöten, Seuchen oder Naturkatastrophen.

Diese Gedanken seien den beiden folgenden Essays vorangestellt, die in der Antike, der Gegenwart und dem 18. Jahrhundert angesiedelt sind. Sie mögen die Suche nach dem „rechten Maß“ unterstützen.

Ithaka ist überall

„Die im Dunkeln sieht man nicht ...“

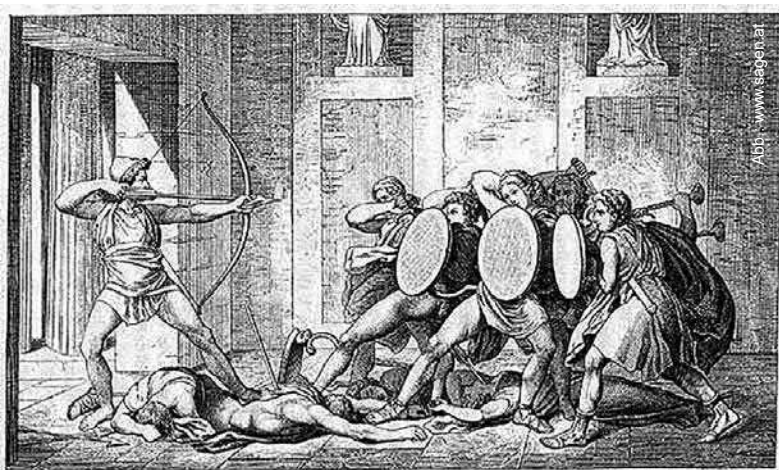
Penelope zieht sich zurück, schließt sich ein in der hintersten Kammer. Sie ist erschöpft von dem Trubel der Gäste, müde sind Hände und Finger vom täglichen Weben, halb schlafend schon denkt sie des Fernen, ihres geliebten verschollenen Mannes.

Aber oben, da feiern die lästigen Freier Feste um Feste – im Saal, auf den Söllern; an Säulen kleben die vorschnell trunkenen Männer und brüllen: Kommt her, kommt tanzen, ihr lusternen Weiber ... Die ungebärdigen Prinzen und Ritter, Einschleicher und Parasiten: der Thraker, der Kreter, der Kahlkopf aus der Eleusis und alle die andern trinken und speisen, nein, saufen und fressen. Orgiastisch geraten ihre Exzesse – weil sie die Fürstin nicht leidet, nicht einen von ihnen erhört hat?

Es wird geschlachtet, gerührt und gekocht und gebraten: Gespickte Entenbrüstchen, Krebse und Muscheln verschiedener Meere mit fremden Gewürzen in Essig und Honig gesotten, Hähnchen, rostrot gebraten, kreisen auf Spießen, Fische, mit Vorsicht gedünstet, tischen sie auf wie lebendig, als würden die Mäuler noch blubbern. In Lorbeer und Lauch mit einem Schöpfer voll Hopfengoldblüten der einen Tag lang gekochte Ochsenfleisch. Schweinsschädeltrümmer schwimmen im Sud, es gibt zarteste Keulen

weißlicher Lämmer, Frösche, exotisch in fettigen Saucen mit Kardamom, Mandeln, Oliven; in Grieß und Eiern gebackene Hälften vom Sperling und anderen Vögeln als Zwischendurch-Naschwerk, sie gelten auch aphrodisierend ... Mehr als üppig fließt schwerdunkler Wein aus dem sonnigen Samos. Die Gelage gehen über Stunden und Stunden. Dazwischen und nachher überkommt sie unvermeidlich die Lust, sich auf die Weiber zu stürzen. Sie pressen die glühenden Mägen an ihre Wänste; schwellende Lippen und quellende Spitzen der Brüste werden im Rausche zerbissen, flösse auch Blut – solchen, die dermaßen völlern, schmeckt alles! Schweißhände, gleitende Griffe, schamlos bedrängende Nähe der üblen Kumpane zwingen den tanzenden Dirnen die Kleider hüft hoch nach oben und ihren Leib sich zu öffnen. So sind sie zu Willen. Schreie hört man und Stöhnen, auch Rülpsen; manche erbrechen. Als die Berauschten ermatten, von Hypnos, dem Schlafgott, gefällt hingestreckt liegen, endlich finale Entspannung. Irgendwann nichts mehr, Stille über der Burg.

Im Dunkel des Burghofs, die Nacht ist frostig und mondlos, verbirgt sich der Mann. Immer noch hungrig nach zwanzig Jahren Entbehrung und Irrfahrt trägt er dazu noch die Last des Erinnerns: wie ihn die Götter, die listigen Frauen, die Hexen der Inseln getäuscht und verwundet – ihn, Odysseus, den Dulder. Man wird ihn auf ewig so nennen. Er hockt an der unteren Mauer des Burghofs, von keinem erkannt, so wie er >>>



Odysseus tötet Penelopes Freier
Stahlstich nach Vorlage von John Flaxman aus der dritten Auflage 1854

im Schatten sich lagert – außer dem Hund, der ihn unverweilt witterte und ihm die Hände ergeben geschleckt hat. Dicht neben ihm hat er sich niedergelassen. Eine Bedienerin kommt durch den nächtlichen Hof; sie schleppt die Reste des Mahls zum Mauerloch über dem Abhang, von wo aller Abfall tief unten in stinkenden Gräben versinkt und verrottet. Da winselt der Hund seine Klage vom Hunger. Sie hört ihn. Den Mann sieht sie nicht; er hält sein Gesicht im lumpigen Umhang verborgen. Jedenfalls wirft sie, was sich in Schüsseln noch Essbares findet, dem Tier hin zum Fraße. Der Hund – treu die Augen zum Herrn, doch aber auch gierig – beginnt gleich zu schlingen. Einen Moment lang ist auch Odysseus versucht, in die vielleicht schon verdorbene Gabe zu greifen ...

Die Schlacht am Buffet

Jahrhunderte weiter, über die Zeiten hinweg, oder besser: die Zeiten hindurch, zeigt man – und dies nicht erst heute in Filmen – Bilder und Szenen wie solche:

Zu Kunstwerken aufgetürmt werden da Delikatessen auf den Buffets bei Events aller Arten – den Amtseinführungen, der Ordens- oder Preisverleihung, zu Jubiläen, Vernissagen, Finissagen – und immer mit allem, was gut und teuer und was „in“ ist. Nicht fehlen exotische Früchte, Kaviar, Austern sowieso reichlich Champagner. In einem Nebenraum hat man die Cocktails aufgereiht für Damen – Sherry, Chartreuse, Gin-Fizz – oder den speziellen Nusslikör für jene, denen später vielleicht nicht ganz gut ist ...

Jedenfalls schnellen viele gierige Hände auf einmal nach vorne; intensive Gerüche breiten sich aus, prallen gegeneinander, verlocken Nase und Gaumen zu kosten, zu schlemmen. Auch verführen die Farben. Sie tapfen hinein in die bunt arrangierten Genüsse von den simpelsten Häppchen bis zu höchst raffinierten; da werden die Augen der Gäste größer als

ihre Mägen. Sie pfeifen auf Bio, Veganer, auf Joule, Vitamine. Was da alles liegt: Schlichtestes Sandwich, Pizzaschnitzchen mit Shrimps und Oliven; Schinkenröllchen „in mini“ zu Blini, Sushi und Russischen Eiern; das rosa Lachsfilet steckt in Aspik gleich neben den winzigen kostbar getrüffelten Steaks, Beef Tatar oder Pfefferrisotto auf Rahmsauce mit Pilzen. Neuerdings gibt es auch Chiliklößchen, umwunden mit Fäden aus Kiwi-Gelée, erfunden für Leute mit feurigen Zungen, denen nichts scharf, nichts pikant genug sein kann.

Und erst die auserlesenen Desserts, die süßen Sachen! Geeiste Baisers, rumgetränkt, fruchtig, oder Cassata sizilianisch, die eleganten Florentiner neben dem Pfirsich Melba und schließlich schwarz und gelb und weiß hoch aufgestockt, verwandt mit Malakoff, Tiramisu mit Sahnehäubchen, das man so liebt ... Da wühlen die Hände im Vollen, rücksichtslos wühlend; meist kommt viel zu viel auf den einzelnen Teller. Was sie nicht mögen, wird schließlich verworfen, irgendwohin. Silbertableaus liegen verschmiert und wild durcheinander geschoben auf den verlassenen Tischen. Genussreiche Cremen, Salate verderben, zermanschte Kreationen fleißiger Hände, denen verboten war, auch nur ein Stückchen oder ein Schlückchen davon zu kosten. Ruiniert sind die Reste, die Etagieren leergeräumt, fast alles weggefressen, jedenfalls zerstört. Halbleere Gläser finden sich darauf, da und dort Scherben nebst den Kippen der Raucher und Kleenex, *lipstick* verschmiertes. Während der *Managing Director*, (50, drei Kinder) der blonden naiven *Azubi*, die unverschämte kichert und blöd vor sich hinschaut, beharrlich die Pobacken streichelt, ehe er – glasige Augen, hochrote Ohren, lallende Rede – das Früchtchen kurz später im Waschraum vernaschen wird. In dem gedimmten Flurlicht sieht man noch als Schatten in sich gewundene, schwer schwankende Gestalten. Ihre Hände tasten die Wände entlang den Ausgängen zu ... In dem Moment der Schwenk der Kamera ins Off.

Zur gleichen Zeit aber tönt von der nächtlichen Straße herauf – unüberhörbar ist die Verzweiflung – ein Chor Demonstranten: *Wehret der Armutsgefährdung! Wehret dem Hunger, der Not!*

Der alte lateinische Hymnus *Iam iacet sol*, der im frühen Christentum als Gebet in Gebrauch war, beinhaltet folgende Verse:

„... In Speis und Trank durch rechtes Maß / der Sinne Lust
uns zügelnd lass! /

Dass, wenn der Tag dann von uns ging / und gütig uns die
Nacht umfing / wir,

durch Entsagung fromm und rein / Dir, unserm Gott, das
Danklied weihen ...“



Wer kennt das noch, wer betet so – gebraucht die Worte Dank und Weihe, fromm und rein? Die meisten würden sich empören: *Entsagung*, ich? Wozu? Wofür? Was soll das heißen? Und manche Leute würden den Begriff „Entsagung“ wahrscheinlich erst im Duden oder bei Google nachschauen müssen ...

Die Hungernonnen von La Fayette oder „Les Dames de la Faim“

*Die Tiefen des Leids erkennt nur die Barmherzigkeit.
Barmherzigkeit erweisen zu dürfen ist Gnade.*

„Meine Schwestern“, die dunkle Stimme der Priorin tönt heute tiefer, hört sich rauer an als sonst, zögerlicher, „wir sind am Ende, jetzt hilft kein Beten mehr. Sie haben uns die Ziegen weggenommen, keine Milch mehr, kein Käse ... sie haben die Hühner geschlachtet und alles Holz weggeführt, wir können nicht mehr heizen, nicht mehr backen ... Nichts mehr ist, wie es war, wir müssen fort.“ Sie hat ihr Wolltuch bis an den Mund gezogen, eine seltsame Geste, eine groteske Verhüllung. Sie, das ist die Oberin einer Gemeinschaft von 7 Schwestern, Marie Bernadette de Beauligneux. Sie hat dieses Haus ererbt und es zum Damenstift bestimmt für eine ausgewählte Gruppe junger Frauen, die zum ehelosen Leben entschlossen sind. Sie hat die Gemeinschaft „Couvent du Jardin Getsemani“ benannt und demnach zum täglichen Gebet und zur Besinnung auf die biblischen Berichte vom Abendmahl bis zum Kreuzweg Christi verpflichtet ...

Außer ihr leben hier: Sr. Marie-Denise, sie ist für Küche und Haushalt zuständig; Marie-Estelle, die geschickt ist in allen praktischen Dingen, Marie-Angèle, vielleicht die Stillste und Durchgeistigste unter ihnen, Marie-Geneviève, welche viele Gebete und Psalmen auswendig singen kann; Schwester Marie-Germaine liest gerne und innig vor, Marie-Claire, die Jüngste, hat noch keine besonderen Aufgaben; sie ist die halbverwaiste Tochter eines Gewürzhändlers aus Grasse, der durch den Biss einer eingeschleppten Giftschlange zu Tode kam; Claire trat in den Konvent ein, um die verarmte Mutter nicht zu belasten.

Da wird ans Tor geschlagen, da wird gerufen: „Heraus, ihr Weiber, packt euch! Fort mit euch – wir haben es gesagt.“ Hoch aufgebäumt stehen die Sansculotten und grinsen höhnisch, als die Nonnen furchtsam und wie von Todesstreichen berührt herausgeschlichen kommen ... Schon hat Renard Tiensmonnais, der Verweser des Arrondissements, das dem frommen Dienst geweihte Landhaus für sich okkupiert. Ein hässlicher Mann mit stechenden Augen, Geiernase und

grimmig festgepressten Lippen. Seit langem sann er auf Rache, denn vor Jahren hatte Bernadette Beauligneux, jung, unerfahren, aber bereits zum geistlichen Leben entschlossen, diesen Widerling, der sie plump, ja schamlos bedrängte, mehrfach in die Schranken gewiesen.

Man schreibt das Jahr 1790, die Revolution hat inzwischen fast ganz Frankreich erfasst. Ursprüngliche Ideale der Aufklärung – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – sind pervertiert, in Terror und Menschenverachtung ausgeartet; sind Schlagworte geworden machtgeiler Aufständischer, Fanatiker und willfährigen, gesetzlosen Pöbels. Der Kampf gilt der Königsherrschaft, dem Adel, der Kirche. Der Klerus soll unterdrückt, ja ausgerottet werden. Die „Göttin der Vernunft“ thront auf den Altären, die Kreuze sind verbannt, verbrannt. Die Königin wartet auf ihre Hinrichtung. Raubzüge, Brandschatzung, Hunger und Tod sind an der Tagesordnung

Sie müssen aus dem Haus, die sieben Stiftsdamen, wenn ihnen ihr Leben lieb ist. Die Stätte geistlicher Ruhe, der Kontemplation ist enteignet. Böses Gelächter schallt den Davonziehenden nach.

Von der Hostienbäckerei hatten sie gelebt, Hostien, die sie in ungewöhnlicher Form buken: Makronen oder *Madeleines* ähnlich, winzige Kuppeln, gesichtslose häßliche Köpfchen; diese Neuerung wurde gut angenommen. Daneben stellten sie Gobelins und Stickereien her für vermögendere Leute. Sie hatten ihr Auskommen und konnten sich sogar einen Hauspriester leisten, Padre Daniele, der vor Jahren heraufgekommen war aus dem Piemont; er hatte sein Priestertum durch üble Affären beschädigt. Die gütigen Nonnen boten ihm Heimstatt und eine feste Stellung. Er ist vor Tagen weggebracht worden. Man stülpte ihm einen Sack über den Kopf, als er das Haus verließ, um nach einem Kranken zu sehen, und die Schwestern wissen nicht, was und wie ihm geschah.

Sie laden die wenigen Habseligkeiten, Kleidung, ein paar Pölster und Laken, liturgische Bücher, etwas Geschirr, eine Kanne mit Öl, ein Säckchen Salz und alle Kerzen aus Kapelle und Kammern auf einen Handwagen; sie haben vorsorglich den Rest der fertigen Oblaten in Keramikbecher getan und mit Tüchern umwickelt ... es müssen noch Tausende sein, sie wurden niemals gezählt. Sie laden zuletzt ihren größten Schatz auf, einen zwei Meter langen Gobelin, der den Tisch im Refektorium überspannt – eine gemeinsame Handarbeit von Monaten. Er zeigt einen Paradiesgarten, den Blüten und Gräser zieren, Laubbäume und Obst, Schmetterlinge und Vögel. Die Vogelbeeren leuchten wie Rubine, die Trauben wie geronnenes Gold. Den Hintergrund bildet eine lavendelblaue Grotte. Darin schwebt eine Krone über einer Frauengestalt; >>>



lang fällt ihr Haar von einer Seite des Kopfes als Schleier herab, die andere ist kahl. Das Gesicht hat keine Augen, weder Nase noch Mund ... Sie haben den Teppich unter groben Tüchern verborgen, damit er den Schergen ja nicht in die Hände fällt ... Zwei Körbe mit Äpfeln und Birnen vom Hausgarten, auf Spalieren gezogen, konnten sie noch ernten. Die vielfältigen Utensilien, die sie für Handarbeiten benötigen, einzupacken, reichte die Zeit nicht mehr.

Die Uniformierten wagen nicht die Nonnen anzugreifen, aber sie stehen Gewehr bei Fuß. Die Frauen, todesbleich, kommen die letzten Stufen zur Straße hinab – sie schreiten aufrecht an ihren Verfolgern vorbei, gleichsam in einer Aura der Entrücktheit, den Blick ins Leere geheftet, mit eisigem Schweigen.

Mutter Bernadette hatte vieles erwogen, fand aber keine andere Lösung, als ihre Damen auf einen nahen Hügel, den *Col noirci* zu führen, in die verfallenden Reste einer einstigen Burg, wo auch schon Katharer hausten – dort würden sie vorläufig Unterschlupf finden. Jeder andere Weg wäre zu mühselig, und ihre Schuhe nicht dafür geeignet.

Zwischen den Steinmauern der alten Veste stehen Brettverschläge – vielleicht errichtet, um Wanderern Zuflucht zu bieten, oder Schmugglern, die gerne über diese Berge schleichen. Hier ziehen die Schwestern nun ein. Mobiliar gibt es nicht, nur eine abgenutzte Werkbank, die sie zum Tisch machen; aufgestapelte Bretter und Holzböcke müssen als Stühle dienen. Als Erstes werfen sie ihren riesigen kostbaren Gobelin auf den provisorischen Tisch und stellen die beiden Obstkörbe darauf. Morgen werden sie beginnen, trockenes Laub zu sammeln, es in Nischen und Mauerecken breiten – ihre Schlafstätten hier oben. Als Grundlage ihrer Ernährung muss der Vorrat an ungeweihten Oblaten dienen. Keine der Schwestern weiß, wie viele es sind; die Priorin schlägt vor, dass jede Schwester für jeden Tag zehn Stück bekommen solle. Sollten geschätzte viertausend vorhanden sein, würden sie knapp zwei Monate damit auskommen. Die Hostien zu zählen, versagen sie sich – aus Ehrfurcht und Scheu vor dem der heiligen Wandlung bestimmten Brot wie auch, um nicht enttäuscht zu werden. Nahe den Ruinen entdecken sie eine saubere Quelle. Schwester Denise wird versuchen, aus Waldgemüsen und Kräutern Suppe zu kochen, sobald Schwester Estelle, die mit Brüdern aufgewachsen ist und die Kunst, durch Reibung Feuer zu entfachen, kennt, es in dem brüchigen Kamin, sobald er von Unrat gereinigt ist, geschafft hat. Die anderen nehmen sich vor, nach Beeren und Pilzen zu suchen. Die Schwestern entbehren ihr ordentliches Zuhause in La Fayence und verachten die ebenso primitive wie gefährliche Unterkunft; aber sie haben das Gelübde des Gehorsams abgelegt, sodass sie schweigen und dulden. Der Tagesablauf steht fest. Bevor es ganz dunkel wird, essen sie

der Reihe nach von den Hostien in derselben andächtigen Haltung wie früher, als ihnen Padre Daniele das gewandelte Brot reichte, die Kommunion: *Hoc est enim corpus meum* ... Später, als der Vorrat abnimmt, wird die eine oder andere Schwester eher den eigenen Tod vor Augen haben als den des Heilands ...

Die Frauen ermüden, sinken öfter und öfter kraftlos zusammen. Sie magern ab, ihr Habit flattert um sie wie die Flügel einer Taube; sie müssen ihre Gewänder enger gürteln. Wenn es Abend wird und sie am Tische beisammen sind, auf rohen ungestalten Brettern hocken und die fleischlosen Körper zu schmerzen beginnen, kommt es vor, dass der Kopf der einen oder anderen Schwester nach vorne sinkt, auf irgendeine schöne Blume auf ihrem Schatz, dem Gobelin. Und dass sie auf der Stelle einschläft ... Selten handeln sie noch nach den Regeln ihrer Spiritualität. Die Priorin hat die Verpflichtung zu den Horen, den Gebeten der jeweiligen Tagzeit, bald ausgesetzt – es sei zu anstrengend für die Frauen, sich zu langen Litaneien zu zwingen, in dieser Lage. Denn Entbehrung ist nun ihr *tägliches Brot*, es erscheint sinnlos, darum zu beten; so regen sich in mancher Seele Verzweiflung und Zweifel. Dennoch versäumen sie es nicht, wenigstens einmal in der Woche, da es schon keine Messfeier gibt, im Sinne ihres „Couvent du Jardin Getsemani“, die biblische Geschichte zu commemorieren, vom Abendmahl Jesu bis zum Kreuzweg.



Abb.: wikipedia

Albrecht Dürer: *Christus am Ölberg* (Ausschnitt).
Holzschnitt um 1510

Sr. Germaine erzählt gerne und mit ganzer Hingabe, was auch fromme Künstler aller Jahrhunderte, etwa Guido Reni, gemalt haben: dass zwei Engel in den Garten herabschweben und Jesus, der unter tiefen Bäumen an einem gehöhlten Stein lehnt und vor Todesangst Blut schwitzt, aus goldenen



Kelchen das Brot des Himmels reichen Die Zwiesprache mit dem Herrn bleibt jeder Konventualin selbst überlassen; die ... Vorschriften sind obsolet. Ihre Entbehrungen, ihr Hunger und die sonstige Bedürftigkeit sind Opfer genug, meint die Oberin. Und zieht ihr Wolltuch wieder hoch an die Augen; die Mitschwestern dürfen ihre Tränen nicht sehen ...

Eines Tages steht ein Fuchs an der Begrenzungsmauer der Burgruine, ein schönes rotblondes Tier. Sittsam steht er da und legt einen toten Vogel vor sich hin. Er bewegt den Kopf auf und ab, als würde er Jaja sagen, und hebt die Vorderläufe abwechselnd hoch. Es nimmt sich aus, als würde er sagen: Kommt, das ist für euch. Zwei der Nonnen haben das Tier bemerkt, aber sie sehen nur die Gefahr und ziehen sich sogleich zurück. Der Fuchs schnürt davon. Aber er kommt wieder, ein Wollknäuel schleppt er mit sich, ein erlegtes Kaninchen. Wieder deutet er die Gabe durch seltsame Kopfbewegungen an, wieder getraut sich keine der Schwestern hinaus. Sie berichten der Oberin; die aber meint, dass die Tiere des Waldes den Tieren des Waldes gehören – niemandem sonst. Das stimmt: Ein Habicht fliegt mit dem Häschen davon. Die tot gebissene Taube wird der Marder holen. Der Fuchs gibt nicht auf, er kommt ein drittes Mal. Ein dicklicher Feuersalamander entgleitet seinem Fang, der lebt noch und richtet sich mühsam auf. Still sitzt der Fuchs und starrt lange auf die erschnüffelte Behausung der Nonnen. Nichts rührt sich. Er spielt eine Weile mit dem Molch, wirft ihn hoch und lässt ihn auf den Rücken plumpsen; endlich, des Wartens überdrüssig, schleicht er traurig davon. Der Salamander findet das Gleichgewicht wieder und verschwindet unter den verwachsenen Sträuchern hinter dem Torbogen ...

Die Schwestern werden hinfällig; alles Mitgebrachte ist längst verzehrt, keine Hostien mehr vorhanden. Angèle und Geneviève können sich kaum mehr auf den Beinen halten. Die Herzensnot und die Zukunftsängste werden unerträglich und bewegen sie, sich zu öffnen, einander von ihrer ungewissen Lage zu sprechen. Die jüngeren Schwestern wispern sich zu, dass sie keine Monatsblutung mehr gehabt hätten in diesen Wochen, und verschweigen sich gleich wieder aus anezogener Schamhaftigkeit, im Grunde vielleicht froh, von den Zeichen der Natur nicht länger unliebsam an ihr geopfertes Frauentum erinnert zu werden.

Jules. Jules Charpentier. Er heißt nicht nur so, er ist einer, nämlich Zimmermann, wie der Heilige Joseph, der Ziehvater des Herrn. Sein Beruf ist ihm Verpflichtung. Hütten, Dachgestühl, Ställe und Scheunen werden nicht so oft bestellt, daher ist er mit Leidenschaft auch Tischler. Ein *Dépot* hat er eingerichtet, wo fertige Stühle, Tische, Bettgestelle lagern, das meiste davon seinerzeit vom *Hôtel-Dieu* in Fayence bestellt. Dieses Siechenhaus ist in Brand gesteckt worden,



Petra Sela: Frauenkloster; Mischtechnik

die Armen, Kranken und Greise allesamt erstickt. – Jules wird zu einem Abendschoppen im *Duc Barbebleu* eingeladen; dort redet man von den geheimnisvollen Bewohnerinnen auf dem *Col noirci*; sie würden kaum mehr gesehen, nur kürzlich seien zwei von ihnen, aneinander gelehnt, einander stützend unter einem Baum gesehen worden ... Nachdenklichkeit, auch Neugier erfassen den Zimmermann; er verbringt eine unruhige Nacht; schließlich sagt er sich: *Mon Dieu, il faut faire quelque chose! C'est à moi!* In der ersten Dämmerung weckt er Dorine, die tüchtige Magd; sie laden Decken und einen Ballen Leinen auf den Wagen, der sonst zur Ernte oder Lieferung der getischlerten Gegenstände dient. Jules pfeift nach Jacqui, dem getreuen flämischen Wallach, *le plus aimable cheval du monde*, hübsch anzusehen mit den weißblonden dichten Fellzotteln über den Fesseln bis zu den Hufen hinab, die im Dahintraben so lustig hochfliegen. Jacqui ist der Inbegriff von Zutraulichkeit und Sanftheit, er sucht die Menschen auf, geht unbeschwert hin und her zwischen Koppel und Stall bis in Küche und Werkstatt. Wem immer er begegnet, der wird zärtlich berührt, im Nacken, an der Nase, wo immer, und der Atemstrom des liebebedürftigen Pferdes umfängt ihn ganz. Wie das Pferdchen aus Flandern in die Provence kam, ist eine eigene bewegende Geschichte, die noch geschrieben werden muss.

Jetzt ist er eingespannt, sie fahren über die Serpentinstraße hoch zur Burgruine und finden die sieben Nonnen fast entseelt vor – aber sie leben. Sie finden sie über den Tisch geworfen, die Arme kraftlos vor sich hingelegt, die Körper kalt und erstarrt, Todesschweiß auf den Stirnen; die Augen trüb oder überhaupt geschlossen. Jacqui, ausgespannt, darf eine Weile grasen, aber er kommt herein, kreist um den Tisch, beugt sich über die elenden Gestalten und beschnüffelt sie hingebungsvoll ... drückt seinen Kopf in ihr Haar, auf ihre >>>



Hände. Jules und die Magd müssen die Geschwächten zum Wagen tragen; nur Marie-Claire gelingt es, sich aufzurichten und die paar Schritte zu gehen. Jules ist von der Schönheit dieser jungen Frau bis in die Seele hinein ergriffen: die Veilchenaugen, der Rosenteint, die liliengleichen Hände. Fast väterliche Gefühle durchströmen ihn, wie er sie vorsichtig und so dezent wie möglich zum Wagen führt. Zuletzt holt Dorine noch die leeren Krüge und den Gobelin aus der elenden Unterkunft ...

Die Ausgehungerten werden in das *Dépot* gefahren, in die vorhandenen Betten, von denen ohnehin mehr als sieben lagern, verbracht und vor allem gewärmt. *Mais tout d'abord portez-les des autres vêtements, faites vite, et aidez les pauvres dans la baignarde*, sagt M^{me} Charpentier zu ihren Mägden, und fügt hinzu: *Ne pas manger tout de suite, seulement boire, c'est le plus important, goutte à goutte*. Man füllt winzige Gläser mit dem kostbarsten Getränk der Gegend, dem *Vieux-le-mieux*, dem edlen Wein aus den goldbraunen Trauben der Reben, die sich auf den weißstrahlenden Felsrippen um *Les Baux* ausbreiten, angeblich seit der Römerzeit. In diesem Wein sind wie im Leben Lust und Leid enthalten, intensive Süße mit einem leicht bitteren medizinischen Nachgeschmack. Die Charpentiers sind wohlhabend, sie halten stets einen Vorrat davon. (Die einstigen Stiftsdamen werden Geschmack daran finden, auch aus etwas größeren Gläsern.) Tropfen für Tropfen werden den Geretteten eingeflößt, zur Stärkung, als Schlaftrunk. Jacqui tritt durch den Saal, behält die Liegenden, die nach und nach in Schlaf versinken, im Auge ... Maître Charpentier verschließt das Tor zum *Dépot* sorgfältig – vorerst darf niemand erfahren, wer dahinter lebt. Er stellt die schwersten Balken, die er im Vorrat hat, gekreuzt davor.

Wie es den vom Hungertod Erretteten weiter ergangen ist? Feststeht, dass sie im Hause der Charpentiers bleiben konnten. Sie haben nicht den Habit abgelegt, nur die Hauben, die demütigen Zeichen ihrer Zugehörigkeit zum Konvent. Ihre Haare – silbergrau, brünett, schwarz – sind stark nachgewachsen. Sie sind andere geworden: unterscheidbare Persönlichkeiten. Guisard, Geselle in der Zimmerei, versteht sich vorzüglich aufs Haarschneiden. Aber man zögert, ihn den Damen vorzustellen – sie würden das Anerbieten in aller Bescheidenheit ablehnen. Sie möchten ihren Gastgeberinnen nicht zur Last fallen. Des Essens so lange entwöhnt, genügt ihnen täglich ein Süppchen, ein Stück Brot morgens und abends, zwei Fingerbreit Käse; sonntags vielleicht ein Ei, aber ein paar Schlückchen von dem feinen *Vieux-le-mieux*, der sie in der überstandenen Todesnot gestärkt hat, sind sie nie abgeneigt. (M^{me} Charpentier genehmigt inzwischen schon größere Gläser). Wie wenig ein Mensch bedarf, der durch die Hölle der Entbehrung gegangen ist! Dass dem Wein aus *Les Baux* zugesprochen wird, mag als späte Tröstung gelten. Nur Marie-Claire entsagt diesem Genuss, er mache ihr *des*

sentiments mauvais. Die Schwestern trinken bedächtig, meist in Stunden, wenn sie einander ihre Empfindungen aufschließen, oder Erinnerungen austauschen an festliche Gottesdienste im Konvent, wenn ihnen der Priester nach altem Ritus auch den Kelch gereicht hat: *Sanguis Christi*, das Blut des Erlösers, das in höchster Todesangst aus seinen Adern sprang im Garten von Getsemani. *Trinket alle davon*, ist die liturgische Formel. Ob die auf *ora et labora* verpflichteten Frauen die geheimnisvolle Bedeutung von Brot und Wein auf ihrem Lebensweg jemals richtig begriffen haben? Sie sind durch Herkunft und Erziehung in den Schönen Künsten und Sprachen mehr zu Hause als in Theologie, Exegese, Dogmatik und entbehren in ihrer Ausnahmesituation des priesterlichen Zuspruchs, der Predigt und der Sakramente nicht wirklich ... Was sie am meisten brauchen, ist Ruhe, Zeit zur Meditation. Wenn sie Gebetsstunden halten, steht Monsieur Jules oft an der Türe und hört ehrfürchtig zu. Er betet zwar nicht, aber sagt innerlich immer wieder *Merci, mon Dieu, merci*, obwohl er seinen Gott kaum kennt ...

Er hat das *Dépot* ausgebaut, jeder Nonne eine Art Zimmerchen geschaffen, drei an jeder Längsseite der Halle, an der Stirnseite ein etwas breiteres für die Priorin. Arbeit, selbst Handarbeit ist den Frauen nicht mehr zumutbar, aber die Kinder des Hauses dürfen stundenweise zu ihnen; später auch deren Freunde aus dem Ort. Die Nonnen, die vieles studiert haben, können den jungen Leuten beim Lernen helfen. Sie erklären ihnen etwa den Unterschied ihrer provenzalischen Mundart, der *Langue-d'oc* (von: hoc est?) zum Französisch, das nördlich der Loire gilt, der *Langue-d'oïl* (von: oui!), lehren sie ein wenig Spanisch, Latein und Geographie. Von christlicher Religion, Kirche und Glaubenswahrheiten sprechen sie bewusst nicht. Solange die alte Ordnung nicht wieder hergestellt ist, wollen sie niemanden gefährden. Die Unterrichtsstunden, aber auch das Geschick der Nonnen bleiben nicht geheim; man spricht bereits von den *Sept Dames de la Faim*.

Ein neuer Frühling ist gekommen. Schwester Marie-Claire hat gebeten, nach draußen zu dürfen; sie möchte auf den Wiesen nach Kräutern und Blumen sehen. Die Priorin versteht den Wunsch, obwohl nach der *regula* die Schwestern nur zu zweit ausgehen dürfen. Marie-Claire kehrt von dem Ausflug nicht mehr zurück – versprengte Marodeure haben die einsame Wanderin entdeckt, überfallen, vergewaltigt, erwürgt ... Die Ordensschwestern nehmen den Bericht der Gendarmen seltsam ruhig auf, zeigen Gleichmut und religiöse Zuversicht: *Unsere Marie-Claire ... sie ist gewiss im Himmel, ein Engel. Sie ist gerettet!* Maître Jules hingegen kann sich nicht fassen, niemand schluchzt so laut wie er, stöhnend sinkt er zusammen. Seine Marie-Claire, die schöne Schwester! Wie ein Kranz aus Hopfenblüten liegen die Locken um das erstarrte Antlitz der Aufgebahten, die Veilchenaugen schimmern noch durch die entfärbten Lider. Jules gerät in Versuchung, den



unbekannten Gott zu hassen, der solche Untaten geschehen lässt. Schweigend geht das Totenmahl vor sich. Der längliche Gobelin wird über zwei Tische gebreitet, Blumen und Kerzenleuchter daraufgestellt. Die beiden Schwestern, die achtgeben, dass ja kein Brand entsteht, sind die einzigen, die den Blick nicht trauernd senken ... Das Gedenken an die Verstorbene endet mit einem gemeinsamen Umtrunk, Familie und Konvent – mit altem *Vieux-le-Mieux*, nun schon in ziemlich großen Gläsern. Die Gemeinschaft tut allen wohl. Tägliche harte Arbeit wird auch Jules Charpentier seine schlimmsten Gedanken vergessen lassen.

Eines Tages meint die Priorin zu ihm: „Sie haben Barmherzigkeit erwiesen, Sie haben uns gerettet, trotz eigener Gefährdung ... Sie haben es ohne Aufsehen getan, in großer Demut. Sie sind in der Gnade!“ Ohne zu zögern erwidert er: „So bitte ich, *chère Madame supérieure*, fangen Sie wieder an, der Jugend vom lieben Gott zu erzählen, von unserer heiligen Religion zu sprechen allen jenen, die diese Unterweisung lange entbehren mussten ...!“ Er holt tief Atem, dann fällt ihm noch ein: „Haben wir nicht früher in den Kirchen predigen gehört, der Mensch lebt nicht vom Brot allein ...?“

Überliefert ist, dass drei der Schwestern über hundert Jahre alt wurden. Ebenso, dass Charpentier bald nach dem Tode von Marie-Claire an den Bischof des Départements einen umfangreichen Bericht über die „wundersame Rettung“ schickte, die sich in La Fayence ereignet hat, über das Martyrium, die Tapferkeit, Bescheidenheit, Frömmigkeit dieser sieben Damen. Auch ist belegt, dass der Bischof seinerseits den zuständigen Kardinal in Kenntnis setzte, der wiederum

die erhaltenen Unterlagen an das betreffende Dikasterium in Rom sandte samt einem Vorschlag zur Seligsprechung – sollte doch auch La Fayence endlich verehrungswürdige Vorbilder bekommen. Ob sich Rom in dieser Sache jemals geäußert hat, ist nicht bekannt.

Im „Musée Borely“ zu Marseille, in der Abteilung „Kunsthandwerk“, findet sich eine Objektbeschreibung, die – übersetzt – besagt: „Gobelin provenzalischen Stils, anonym. 2. Hälfte 18. Jhdt., 140 x 200 cm, mögl.weise unvollendet. Ränder etw. beschädigt, Restaur. vorgem.“ Auf der graublauen Wand des Saales ist mit feinen Kreidestrichen im Rechteck skizziert, wohin das Objekt zu hängen sei. Diese Rahmung ist leer.

Eva M. Kittelmann, geb. 1932 in Wien. Studien in Publizistik, Theaterwissenschaft und Schauspiel bis Bühnenreife. Buchhändlerin, sodann Verlagslektorin und Übersetzerin. Publikationen erst im Ruhestand: 4 Lyrikbände, Roman „Die Aufgabe“ (2009), 2 CD-Einspielungen und mehr als 40 bibliophile Freundesgaben (Privatdrucke) ausgewählter Gedichte. Kurzprosa und Essays in Zeitschriften und Anthologien. Referentin für Poetik bei der „Plattform Bibliotheks-Initiativen“. Ab 2012 die Reihe *Quadraturen* (Sequenzen in lyrischer Prosa), begonnen mit *Die Quadratur der Verse* (Bibliothek der Provinz). Der VIII. Band, *Die Quadratur der Stunden*, erschien 2022 im Verlagshaus Hernal. Mitgliedschaften: PODIUM, ÖSV, VKSÖ, Erika-Mitterer-Gesellschaft u. a.

Nandi Friedel:

Heimgekehrt
in die Arme gesunken
die Feinde vernichtet
zumindest die sterblichen
doch zuviel
hast du erlebt
als dass du nicht wüsstest
dass rund um dein Ithaka
das Element
deines göttlichen
ewigen Feindes
Poseidon
gegen die Felsen und Buchten
brandet



Eva Meloun: Vom Glück der Erinnerung. Objektkunst